

Wolf-Rüdiger Schmidt

Das gottebenbildliche Tier – der zur Sprache befähigte Mensch

„Licht wird auch fallen auf den Menschen und seine Geschichte“, prophezeite Charles Darwin 1859 auf der vorletzten Seite seines Buches „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“. Das rasant wachsende Wissen über das Werden des Lebens, von der Evolutionsbiologie über die Primatenforschung bis zur Paläoanthropologie, hat bereits ein ganzes Stück weit Darwins Vorausschau eingelöst. Er selbst hatte bekanntlich in seinem zweiten großen Hauptwerk 1872 über „Die Abstammung des Menschen“ noch heute gültige Beweise gesammelt für die „Abstammung und Art der Entwicklung des Menschen von einer tiefer stehenden Form“.

Abstammen von einer *tiefer* stehenden Form? Der Widerspruch, besonders aus der traditionell christlich geprägten Welt, war heftig, wie vielfach beschrieben. Zu tief saß die wahrgenommene Kränkung. Oft blieben nur Trotz oder auch demonstratives Desinteresse, manchmal schwache Annäherungsversuche, ganz selten jedoch ein ungewöhnlicher Brückenschlag, wie der von Teilhard de Chardin. Seine Christuskymistik im Horizont der Evolutionsdynamik ist bis heute eine Herausforderung¹. Und neuerdings versucht unter dem Namen „Intelligent Design“ der alte christliche Fundamentalismus das buchstabengetreue Bibelverständnis evolutionskritisch zu reaktivieren. Damit wird fraglos ein Defizit markiert, nicht zuletzt in der angstfreien gesellschaftlichen Vermittlung wissenschaftlicher Forschung.

Tatsächlich lehnen 50 % der Amerikaner Darwins Sicht radikal ab, in Deutschland ist es immerhin noch jeder Dritte. Für Informierte und Interessierte zumindest ist es im Blick auf die biblischen Texte heute mehr oder weniger klar: Die beiden Schöpfungsberichte der hebräischen Bibel, die man eigentlich richtiger als „Schöpfungserzäh-

lungen“ bezeichnen sollte, sind zeitgenössische, poetische Deutungssysteme. Ihre weit zurückreichenden Paten sind in archaischen, altorientalischen Schöpfungsmythen zu suchen. Naturwissenschaftliche Einsichten, die über das Historische hinausgehen, sind von diesen Texten nicht zu erwarten.

Häufig unterbewertet bleibt allerdings mit solchen Feststellungen die Frage nach dem Bild vom Menschen, das in den Erzählungen der biblischen Genesis enthalten ist, und nach dessen Wirkung auf das europäische Denken über zweieinhalbtausend Jahre. Die Verständigung darüber war oft widersprüchlich, aber doch so intensiv, dass die biblische Sicht des Menschen bis heute etwa in den Präambeln der demokratischen Verfassungen oder in Menschenrechtsdeklarationen enthalten ist. Dabei geht es nicht mehr um die schöne heilige Geschichte von Gottes Werk in sieben Tagen, dem Paradies, dem Fall und der Sintflut, sondern implizierten Aussagen, wie etwa der im ersten Buch Mose, der Genesis 1,26. Dort heißt es, dass der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen sei, als Gestalt Elohims. Diese „Gottebenbildlichkeit“ jedes Menschen wird nicht eingeschränkt von irgendeiner anderen Zugehörigkeit. Sie ist als Wesensmerkmal unverlierbar gemeint und hat im Judentum selbst, dann im Christentum und auch, wie kürzlich² wieder gezeigt wurde, im frühen Islam zu einem tief greifenden Klärungsprozess geführt.

Die Texte der Genesis zur Gottebenbildlichkeit wollen eine ganz besondere Bestimmung des Menschen ansprechen, in der Tat eine Art „Sonderstellung“, die heute von der Evolutionsbiologie gerne als Illusion zurückgewiesen wird. Diese besondere Position in der Schöpfung war verbunden mit einer poetisch umschriebenen Beauftragung, nämlich zu „herrschen über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über das Vieh und über alles wilde Getier der Erde und über alles Kriechtier“, wie es in Genesis 1,26f heißt. Leicht erkennbar ist selbst für den historisch-kritisch weniger erfahrenen Leser der Bibel eine wohl ältere, früher als „jahwistisch“ bezeichnete Schöpfungserzählung im zweiten Kapitel der Genesis, die nicht das Besondere des Menschen, sondern den *gemeinsamen* Atem, der alles Geschaffene durchzieht und die Verbundenheit des Menschen mit den anderen Kreaturen betont, ja die Nähe auch der Tiere zu ihrem Schöpfer.

Man kann darin eine Synthese von zwei Naturerfahrungen sehen, die den unterschiedlichen Schöpfungserzählungen zugrunde liegen.